

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 17 (1965)

Artikel: Schaffhauser Heimat : Heimat- und Volkskundliches aus Beringen
Autor: Rahm, Ewald
Kapitel: Wanderung durchs Lieblosental
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schaum von den Eichnägeln blasend, Bücki um Bücki voll. Und durch die Nacht ächzten und garrten die schweren Weinfuhrwerke. Peitschen knallten, Schellen bimmelten, die Rosse zogen ihre köstliche und kostbare Last bis nach Zürich und weiterhin. Ein guter Herbst erfüllte die Herzen mit Freude und Trost. Die Männer waren weniger wortkarg als sonst, und die Frauen liessen für Augenblicke ihre Hände ruhen. Wir Buben aber freuten uns schon auf den «zweiten Streich», auf das Nachsücheln der beim Herbst vergessen Träublein. «Acht Tag no Galli gehört d' Sach de Chinde alli» ; das war althergebrachtes Recht. Es gibt nichts Köstlicheres, als ein Träublein unter halberfrorenem Laub hervorzusuchen und das an einem sonnigen Sonntag im Spätherbst in einem Wingerte, von dem man nicht einmal weiss, wem er gehört.

Wanderung durchs Lieblosental

«Liblosen ist nid wit von Beringen, im Talgeland gegen den Randen gelegen ; es ist anno 1314 noch ein Meierhof alda gewesen, der ist aber abgegangen, und es nutzt der Spital allhie die Güeter, fürnehmlich die Hölzer, welche ihm gehören»,



Im Lieblosental

so ungefähr berichtet der Chronist Rüeger kurz nach dem Jahr 1600. Es gibt noch weit ältere Berichte von unserem Lieblosental, als der eben angeführte. Im Zehntrodel der Pfarrpfünde Beringen von 1282 heisst es: Item bi Luiblosen 8 Juchard Land; ausserdem erfahren wir, dass Friedrich, der Schultheiss von Schaffhausen im Jahr 1314 Aecker verkauft, die da ligend an dem Randen ob dem Hof ze Lublosen uffen Siblinger Winterhalden. Weitere Nachrichten stammen aus den Jahren 1326, 1332 und 1448.

Die Phantasie der Menschen geht oft merkwürdige Wege. Sie hat auch folgende Geschichte erfunden: Zur Pestzeit starben in Beringen so viele Menschen, dass der Gottesacker nicht genug Raum bot, und weil dazu jedermann das Begraben von Opfern des schwarzen Todes fürchtete, so führten die Beringer die Verstorbenen mit Wagen ins Lieblosental hinauf und verscharrten sie dort eilig und lieblos; lieblos heisst seitdem das Tal.

Im Jahre 1629 raffte die Pest in unserem Dorfe an die 300 Menschen dahin; sie alle aber wurden rund um und bei der Kirche begraben. Möglich wäre es, dass so viele Tote, wie übrigens anderwärts auch, besondere Massnahmen erfordert hätten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Särge in Schichten übereinandergelegt werden mussten, dass dadurch der Gottesacker stark erhöht wurde und schliesslich aus dem Grunde die Fenster des ältesten Teils unserer Kirche höher gesetzt worden sind. Sei dem, wie es wolle, die Geschichte von den Toten im Lieblosen ist frei erfunden. Der Name ist viel älter als die grauenvollen Berichte aus der Pestzeit.

1282 wird Lieblosen schon genannt, das ist in der Zeit, da unsere Leute nach und nach Geschlechtsnamen annahmen. Unsere Namen erinnern an das Handwerk, an den Wohnort, an die Herkunft ihrer ersten Träger. Vielfach wurden aber auch auffallende geistige oder körperliche Eigenschaften Grund zur Namensgebung. Viele Geschlechtsnamen waren einst reine «Uebernamen». Der Lieblos bedeutete einst der Unfreundliche, der Mürrische und der Wortkarge. Die Höfler leiden im allgemeinen ja nicht an übertriebener Redelust; so ist es denn gut möglich, dass einer der Bauern auf dem oben erwähnten Meierhof im Tal um seiner Unlust zum Reden willen der Lieblos genannt worden ist. Der Name des Mannes hat sich auf seinen Hof und sogar auf das Tal übertragen. Natürlich ist auch diese Deutung des Namens Lieblosen nicht zu beweisen. Sie erhält aber einige Wahrscheinlichkeit dadurch, dass der Flurname auch anderwärts vorkommt und zudem der Geschlechtsname Liebloser existierte.

Namen sind Denkmäler, teilweise leicht verständlich, manchmal verschlossen und geheimnisvoll. Namen bereichern das Sprachgut wesentlich. Nicht umsonst sagt man: namenloses Elend, namenlose Leere, wenn man äusserstes Elend meint. Unsere Vorfahren haben Feld und Flur, Hag und Fels, Berg und Tal Namen gegeben. Namen gibt man Dingen, die einem nahe stehen, mit denen man lebt und mit denen man sogar redet, auch dann, wenn die Dinge nicht antworten können.

Wer, wie der Schreibende, immer und immer wieder die Jungen mahnen muss, statt zu schwatzen sich der Rede zu befleissen, der erschrickt, wie im Sprachgut der Kinder immer mehr und immer schneller reiche Schätze verloren gehen. Es sind vor allem die Namen, deren Zahl Jahr um Jahr zusammenschrumpft. Nicht wenig Schuld trägt die Schule selber, gibt es doch heute noch Lehrer, die mit dem Schüler nicht anders als in der Fremdsprache Hochdeutsch verkehren. Unsere guten, alten Namen für alle möglichen Dinge müssen den Dudenwörtern weichen. Schuld liegt aber auch bei denen, die alles durch die Brille der Rentabilität betrachten, bei der Betriebsamkeit unserer Tage und bei der kleinen Sesshaftigkeit so vieler unserer Mitmenschen. Und weil auch die guten Namen des Lieblosentales nur noch wenigen bekannt sind, so möchte ich einige hervorholen, abstauben und erzählen lassen.

Wandern wir ins Tal hinauf, so liegt gleich rechts am Ende des Dorfes der Zimmerberg. Hier haben einst die Beringer Zimmerleute Holz behauen. Mit der geschwärzten Schnur haben sie Linien aufs Rundholz gezaubert und sind ihr mit Schmal- und Breitbeil entlang gefahren. Da flogen die Späne zu grossen Haufen, und es sind noch nicht hundert Jahre her, da haben die Nachtbuben einen solchen Haufen boshafterweise angezündet, und die Gemeinde hat den Schaden berappen müssen. Das Zimmerhandwerk war ein lautes; darum wurde es, zusammen mit dem Rätschen der Gespinstpflanzen und mit dem Kegeln der Jungmannschaft, an den Rand des Dorfes verwiesen. Im Zimmerberg lag auch die Brunnenstube für einen der Dorfbrunnen, und ganz in der Nähe fanden sich die Roossen. In Wasserlöchern wurden Hanf und Tüüchel, das heisst ausgebohrte Föhrenstämme, die für Wasserleitungen benötigt wurden, gewässert. Das Pflanzen und Verarbeiten des Hanfes gehört der Vergangenheit an. Tüüchel liegen oberhalb der Mühle jetzt noch im Boden; sie sind erstaunlich schwer und wohl erhalten. Wer von unseren jungen Leuten kann sich vorstellen, warum man einst einem Bauern den Namen «Tüüchelchrüücher» angehängt hatte?

Zwischen Oele und Mühle heisst es heute beim Weiher. Einst wurde das Wasser des Mühleweihers oberflächlich zum Wasserrad geführt. Mit Chenner und Wasserrad ist der Name «in Chennerwise» verschwunden.

Unser Weg führt weiter zur Schützenhütte. Vor Zeiten hiess es hier «in der Letz an der Gass». Letzi ist das Wort für die äussersten Befestigungsanlagen einer Stadt oder Landschaft. In den Boden wurden zugespitzte Pfähle gerammt, und statt des modernen Stacheldrahtes flocht man Dornen durch die Pfosten. Die Letzinen der alten Zeit haben in den Tankbarrikaden des letzten Krieges ihre Auferstehung erlebt. Warum aber die alten Beringer eine solche Talsperre hätten errichten sollen, war so lange unverständlich, bis Herr *Erwin Bühner*, Schulinspektor, herausfand, dass die Beringer Letzi nur ein Abschnitt in einer Grossanlage war, die sich einst von Schaffhausen über Berg und Tal und über den ganzen

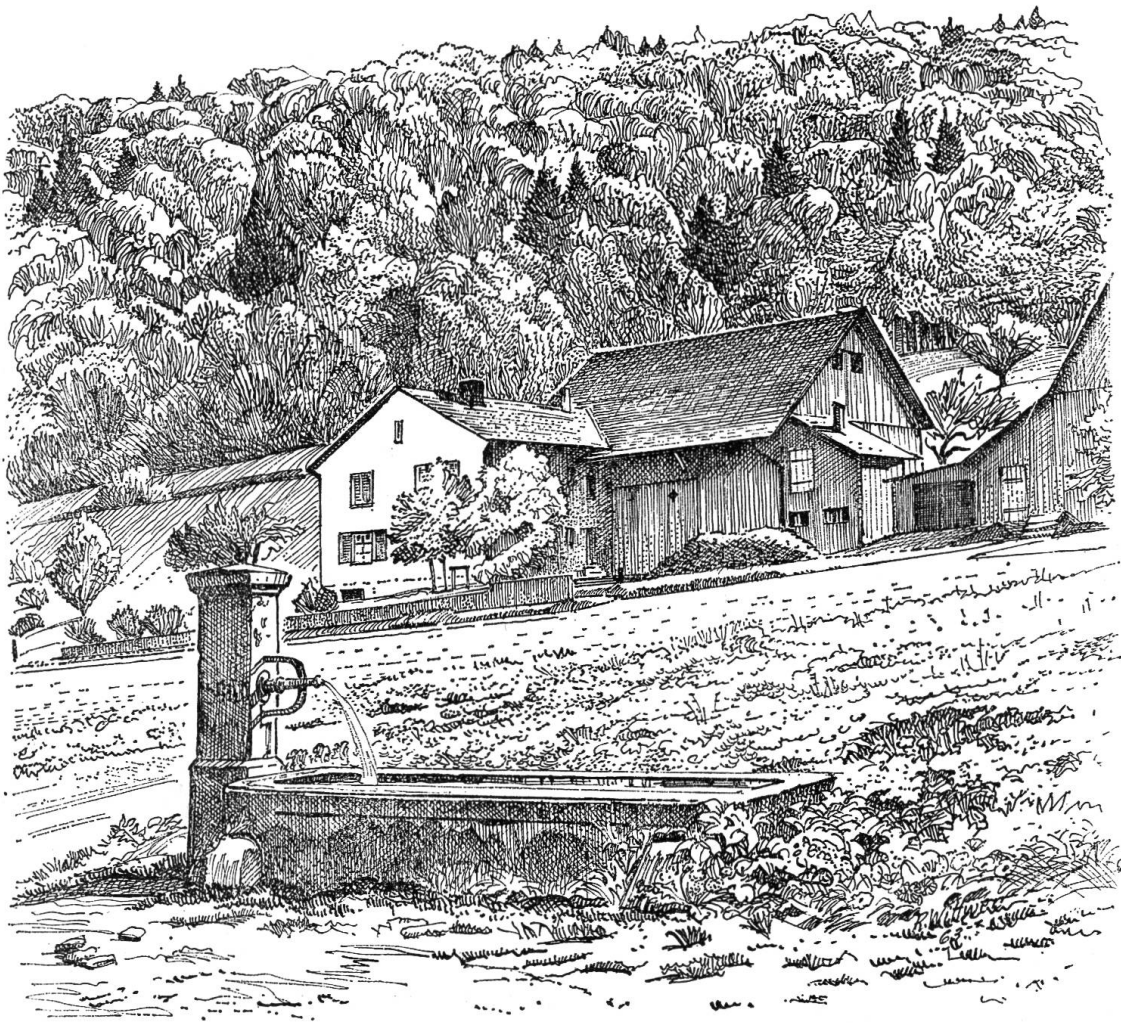
Randen hinzog. Diese gewaltige Anlage war die äusserste Sicherung gegen Norden hin. Unsere Letzi und mit ihr der Flurname ist schon lang abgegangen und aus der Erinnerung der Leute gewichen. Der Schützenverein aber dürfte mit Recht seinem Haus den Namen «in der Letz» geben, ist doch sein Tun und Wollen auch eine Letz, ein Vorsehen und Sichern vor bösen Zeiten.

Die Namen Rietwiesen und Bütziacker weisen darauf hin, dass unser Weg durch feuchtes Gelände führt. Als wir vor Jahren dazu gedrängt wurden, mehr Wasser zu beschaffen, da bohrte man in den Rietwiesen nach Grundwasser, allerdings ohne Erfolg; die Lehmstöcke waren nicht zu durchdringen. Ein Stücklein Randengeschichte aber tat sich kund. Einst war der Randen bedeutend höher als er es heute ist; es mochte an die hundert Meter ausmachen. Zu jenen Zeiten müssen gewaltige Schneemassen gefallen sein, riesige Sommerregen haben sie geschmolzen und abgelöst. Die Wasser haben unser Liebloental herausgemesselt. Sie haben aber auch den Randen abgetragen, den Kalk aufgelöst und weggetragen. Bis ins Tal hinab haben sie den Lehm geschleppt und hier aufgestapelt. Da liegt nun blauer und roter Lehm seit Jahrtausenden, und niemand kennt seine Mächtigkeit. Schon einmal, vor den Wassersuchern, haben ihn unternehmungslustige Beringer angebohrt. Sie haben ihren Schacht soweit als möglich hinunter getrieben — ohne Erfolg. Die Männer gruben damals nach Gips. Das war vor hundert Jahren in unserer Gegend an der Tagesordnung; denn Gips war das Wundermittel des Landwirtes. An jene Zeiten erinnern die Gipsmühle im Oberdorf und sein Besitzer, der Gipsmüller-Erwin.

Auf unserem Wege durchs Tal hinauf kommen wir an der Rauhergete vorbei. Der Name bedeutete einst nichts Gutes. Rauhes Land trug Hag und Dorn. Ueber diesem Gelände liegen die Cholgrube und erinnern an die Zeiten, da auch bei uns Kohlenmeiler rauchten und russgeschwärzte Männer ihrem Handwerk oblagen. In Gruben wurden die Schmiedekohlen aufbewahrt.

Die zwei erwähnten Fluren liegen rechts des Weges. Links heisst es im Stallbrunnen. Weder Stall noch Brunnen sind vorhanden. Auch der Weidgang, an den der Name erinnert, ist nicht mehr. Einst aber wurden die Herden der Dörfer durch Feld und Wald getrieben, an Orten, wo sich Wasser fand. Da lagerte die Herde, stillte den Durst und däute. Die Chüetrenki hinter dem Randenturm erinnert ebenfalls an alte Uebung.

Indessen sind wir bis zum Haligbrännli gekommen. Zurückschauend erinnern wir uns daran, dass wir durch das ehemalige Chriesiland gegangen sind. Was heute noch gepflegt wird, ist nur ein Schatten des alten Baumbestandes. Die Kirschen-ernte war einst so wichtig, wie in Hallau der Herbst. Im «Chriesilaachet» waren alle Hände angespannt. Mit Zubern und Standen zog man zur Ernte, und alte Uebung erlaubte auch die Sonntagsarbeit. Die Beringerchriesi waren und sind auch heute noch ein Ausbund an Süssigkeit und Kraft. Gebrannt geben sie ein Wasser,



Haligbrännli

das ehemals fassweise hauptsächlich nach Basel, dann aber auch anderwärts, hinein ins Züribiet und hinauf bis in die rhätische Herrschaft verkauft wurde. Unsere Bauern aber assen über die ganze Zeit hin, da sie von den Bäumen ernteten, Kirschen. Kirschen gab es den ganzen Tag, ja selbst «zum Kaffi», und alle wurden samt dem Stein verschlungen. Zog man in der Zeit aber gar zu einem Fest, dann trugen unsere Leute stolz voraus den Chriesichlobe, ein süßes, vergängliches und doch alle Jahre wieder erhältliches Feldzeichen.

Unermüdlich plätschert das Haligbrännliwasser in seinen Trog. Wer um die Köstlichkeit dieses Wassers weiss, der bückt sich und trinkt. Heilsam und von besonderer Kraft soll der Trunk sein. Als der alte Siegersöckli auf dem Sterbebett lag, da war sein einziges irdisches Trachten nach einem täglichen Trunk vom Haligbrunnen. Rings um unseren Brunnen gruppieren sich die Fluren: Im Alchove, d' Blaaki, d' Röhrehalde, in Gründe, de Heuweg und d' Chäsergass. Schon

1618 heisst es im Alchove. Voraussichtlich aber schon viel früher wurde da Kalk zu Bauzwecken gebrannt. Vielleicht sind es bereits die Römer gewesen, die zwischen Chäsergass und Haligbrännli eine Baute errichtet hatten. Während der Güterzusammenlegung, also vor etwa 20 Jahren, hat hier der Messmerpaul seine Siedlung gebaut. Wenn er nun den Pflug durch den Acker führt, so kommen oft Schlacken hoch, stumm bezeugen sie den Sinn des Flurnamens. I der Blaaki ist das Skiparadies unserer Schüler. Hier liegt noch Schnee, wenn drunten im Dorf die ersten Vögel pfeifen und die Schneeglöcklein erblühen. Wenn die Alten da ihre selbstgemachten Tücher bleichten, so legten sie in der Röhrenhalde Teuchel und sammelten das Wasser ins obere Reservoir. An der Chäsergass (Ches soll sumpfiges Land bedeuten) steht das Forsthaus der Stadt Schaffhausen. Ueber den Gründen, wo die Schmelzwasser des Frühlings allen guten Boden der Hänge ringsum hintragen, drüben am Heuweg, liegt hell in der Sonne, mit dem Blick in die Alpen hinein, die Neusiedlung Keller. Den Heuweg hinunter führten unsere Vorfahren, was die Randenäcker auf der hinteren Ebni abwarfen: etwas Weizen (10 Kilo pro Are), etwas Heu von den Esparsettenpflanzungen, kleine Kartoffeln. So wenig es eigentlich zu transportieren gab, so gross war die Gefahr, mit dem damals üblichen Zweiräderkarren ins Tal hinab zu schlittern und dabei zu verunglücken. Die damaligen Bauern sollen die Abfahrt nie angetreten haben ohne den frommen Wunsch: «I Gotts Name!»

Machen wir noch einen Sprung zuhinterst ins Tal, wo «under Staufe» den Namen vom darüberliegenden Berg und seiner Form erhalten hat. Wir sind hier bei der dritten Neusiedlung, wo Vater Zoller mit seinen Söhnen den Acker baut, die Kirschbäume hegt und nach guten Tagen in den Abend hinausgingt.

Knapp 20 Jahre sind es her, da hat der damalige Stadtförster drei Neusiedler zu Nachbarn bekommen. Heute kann man nun fragen: Hat sich die Sache bewährt? Anderwärts zeigt es sich, dass die Neusiedler Heimweh nach dem Dorf haben. Ja, bei einer der letzten Güterzusammenlegungen wollte kein Bauer hinausziehen. Die als Siedler vorgesehenen Landwirte bauten lieber an den Dorfrand. Die Motoren haben es ermöglicht, dass die Entfernung vom Dorf fast nicht mehr in Erscheinung tritt; sie haben eine Gefahr gebannt. Etwas konnte man ehemals nicht voraussehen, dass das reichlich zugemessene Land bald nicht mehr genügen würde. Die Mechanisierung der Landwirtschaft hat einen Landhunger geschaffen, der gestillt werden muss, wenn die Maschinen rentieren sollen. Ein drittes hat man übersehen und hätte es doch bei den Bernern kopieren können: das «Stöckli». Einmal muss sich der Bauer vom Betrieb zurückziehen, aber wohin? Bei den Jungen am Tisch zu bleiben, ist heute nicht mehr Mode. Ins Dorf will man nicht zurück. In der Siedlung aber weiter zu bauen, ist manchmal unmöglich oder dann zu kostspielig. Im ganzen genommen aber haben sich die Siedelungen bewährt.

Sie geben ihren Besitzern Brot und ermöglichen in unseren Verhältnissen noch am besten das Wahre bäuerlichen Wesens. Unser Gang hat sein Ende gefunden. Der Blick geht in die Runde, und das Herz freut sich des lieblichen Tales mit seiner Ruhe und Fruchtbarkeit. Bevor wir aber weggehen, wollen wir auch noch ein lebendiges Denkmal erwähnen: es sind dies die Föhren an den Hängen hin und her. Sie erzählen eine ganz besondere Geschichte. Vor zweihundert, vor hundert Jahren wuchs das Volk in den Randendörfern so, dass der Acker nicht mehr genug Brot gab, all die hungrigen Mäuler zu stopfen. Industrie gab es in der Stadt noch kaum. Handel und Wandel lagen darnieder. Das war die Zeit, in der Beringer Kinder in der Stadt auf Bettel gingen und vor den Häusern der Bürger milde Gaben heischten. Indessen rodeten die Väter den Wald auf der Höhe des Randens und an dessen Abhängen. Sie pflanzten Brot, so gut es ging. Unter den Karst kamen Dutzende von Jucharten. Was diese Aecker gaben, war hart und sauer verdient. Zum Unglück wurde es, dass Wind und Wasser schnell den Humus wegtrugen. Ersetzen konnte man ihn nicht. Die Randenäcker wurden müde und mit jedem Jahr unfruchtbarer. Wie eine frohe Botschaft kam in dieser Not der Ruf nach Auswanderung. Auswanderung versprach alles: genug zu essen, Gold und Reichtum. Aus unserem Dorfe zogen sie aus, ganze Wagen voll. Ihr Weg führte sie rheinabwärts, hinüber nach Amerika, ja selbst nach Australien. Die Randenäcker verödeten. Es siedelten sich darauf Föhren an, gewollt und ungewollt. Die Stadt und die Gemeinde kauften Randenäcker auf. Sie waren wohlfeil und galten nur einen Bruchteil der Aecker im Tal. Man säte nun Föhren an und setzte damit ein Denkmal, das noch lange anzeigen wird, wo einst der Karst geklingelt hat. Die Privaten taten es den Gemeinden nach. So kommt es, dass man sagen kann, dort, wo man Gruppen von Föhren sieht, sei es am Hang, sei es auf dem Ebenen, haben sich einmal Aecker ausgebreitet. Besonders die Hänge können Zweifel am eben Gesagten laut werden lassen. Zweifler aber mögen sich an unseren Briefträger Willi Bolli wenden. Er wird bestätigen, dass noch sein Grossvater ein Stück Land von der Randensteig bis hinauf zu den Häglilohäckern bebaute. Der wissenschaftliche Zeuge ist Schulinspektor *Dr. G. Kummer*, der in einer seiner Schriften berichtet: 1857 wurden 16 Jucharten Land an der Egertenhalde und der Radhalde (oben im Liebloosen), 1860 die 96 Juchart des Staufenberghofes (heute Pfadfinderhütte) gekauft. 1861–1864 wurden auf der Randenwiese 38 Hektar mit Holz bepflanzt. 1865 folgten der Stauferberg mit 15 Hektar und die Ergetenhalde mit 2,7 Hektar. Hatte der Spital 1855 im oberen Liebloosental 82 Hektar Land besessen, so waren es 1889 154 Hektar und zwar vorwiegend Wald.

Damit wollen wir unsere Wanderung durchs Liebloosental beschliessen. Möge uns dies «Talgeländ» so erhalten bleiben wie es ist, dann besitzen wir ein Juwel, das Herz und Gemüt immer wieder erquickt und erfreut.